



Geburt keinen Krieg mehr gegeben hat. Wenn meine Eltern ins Dorf kämen, warnte mich meine Pflegemutter, solle ich mich sofort im Kohlekeller verstecken, weil mich die böse Frau sonst mitnehmen würde.

Dann sass ich bei dieser angeblich bösen Frau in der Küche, betrachtete die vielen Bilder ihrer Kinder - sie hatte längst geheiratet und eine Familie gegründet. Mitten in der Familiengalerie entdeckte ich die Fotografie eines Kleinkindes, das mir bekannt vorkam. Meine Mutter sah meinen Blick und erzählte mir, dass ich immer Teil der Familie gewesen sei und meine Geschwister immer wussten, dass es da noch das Urseli gab. Das Bild von mir als Kleinkind habe sie immer begleitet. Und sie habe immer gewollt, dass ich Ursulina heisse. Eine Mischung aus den Namen meiner Tante (Urschle), meiner Grossmutter (Paulina) und ihrem eigenen: Karolina. Wir seien Jenische, sagte sie mir. Der Begriff sagte mir damals nichts.

### Prügel mit Bambusstecken

Als ich ein Baby war, habe sie mich noch ab und zu bei der Pflegefamilie besuchen dürfen, irgendwann begann man, allerlei Anschuldigungen zu erheben. Sie rieche nach Rauch zum Beispiel. Was auch stimmte, denn sie arbeitete ja in der Beiz. Und dann warf man ihr vor, dass sie nie etwas für ihr Kind stricke. Es kamen immer neue Schikanen hinzu, um den Kontakt zwischen Mutter und Kind immer schwieriger zu machen. Irgendwann wurde sie ein letztes Mal zur Pflegefamilie gebeten, wo man ihr ein amtliches Dokument hinstreckte, das sie zu unterschreiben hatte. Es war eine Erklärung, auf jeden weiteren Kontakt

zu verzichten. Meiner Mutter wurde im Nachhinein gesagt, sie hätte die Adoptionsfreigabe unterzeichnet.

Die Begegnung warf mich aus der Bahn. Mein bisheriger Lebenslauf war nichtig. Meine Identität schien aus Lügen und Geheimnissen gebaut. Ich schlief nicht mehr. Zweifelte am Sinn meiner Existenz. Bei meiner Arbeit im Spital zweigte ich etwas Valium ab, um nachts schlafen und tagsüber arbeiten zu können. Einmal, ich war allein in meinem Zimmer im Schwesternwohnheim, hatte ich plötzlich den inneren Drang, auf den Tisch zu steigen, das Fenster zu öffnen und hinauszuspringen. Eine Mitschülerin kam herein und redete so lange sanft auf mich ein, bis ich vom Tisch stieg.

Meine Diplomprüfungen bestand ich schliesslich nicht. Ich sass im Büro der Schulleiterin, neben mir meine Pflegemutter. Für sie war klar, warum ich versagt hatte. Meine schlechte Abstammung war schuld. Die Schulleiterin warf mir vor, mich illoyal gegenüber meiner Pflegefamilie verhalten zu haben, als ich entgegen dem ausdrücklichen Verbot zu meiner Mutter gefahren war. Ich sei undankbar. Wenn ich meine Ausbildung fortsetzen wolle, müsse ich einwilligen, meine Mutter nicht mehr zu sehen.

Das war mein erster Zusammenbruch. Es sollten noch viele folgen. Ich litt unter Verfolgungswahn. Wenn ich Frauen sah, die den Sozialarbeiterinnen meiner Kindheit glichen, bekam ich Angstzustände. Einmal stieg ich aus dem Zug aus, weil ich meinte, die Stimme meiner Pflegemutter im Abteil hinter mir zu hören. Und ich hatte Flashbacks in die Vergangenheit, es kamen Erinnerungen an meine Kindheit hoch.

**Schoggi für Teja, den Hund von Ursulina Grubers Pflegefamilie (links).**

**Rechts: Erster Schultag.**

Im Sommer waren wir oft im Tessin, da hatten meine Pflegeeltern ein Ferienhaus. Ich mochte die Dorfbewohner und sie vergötterten mich, das kleine, braunhaarige Mädchen. Ich hatte mein Bäbi dabei, das Lotteli. Ich wollte ihm das Dorf zeigen. Ich traf an jeder Ecke Leute, die mich freudig begrüßten. Ich stellte ihnen das Lotteli vor und war in einem Freudentaumel. Dann ging ich zurück zum Haus, strahlend, mit der Puppe in der Hand. Mein Pflegevater holte den Bambusstecken und verprügelte mich damit. Er tat es auf Geheiss seiner Frau, denn man sollte mir «die Flausen austreiben». Mein Ausreissen verstanden sie als ersten sichtbaren Charakterfehler meines Zigeunerblutes.

### Neues altes Leben

Mein zweiter paranoider Schub kam, als ich in den 1980ern heiratete. Ich hatte Angst, zu ersticken. Ich sah Spinnen aus der Wand kriechen. Brach schliesslich ganz zusammen. Erst da begann ich eine Psychotherapie. Bekam die Diagnose «Posttraumatische Belastungsstörung». Ich begann, meine Wurzeln zu suchen, mich über die Jenischen zu informieren. Erst als ich «meine Akten» einforderte, wurde mir bewusst, dass meine Geschichte Teil der Aktion «Kinder der Landstrasse» der Stiftung Pro Juventute war. Zwischen den Jahren 1926 und 1973 nahmen sie 586 Kindern ihren fahrenden Eltern weg.

Die Geburt meines Sohnes war eine weitere Zäsur. Nach der Entbindung fürchtete ich, dass man ihn mir wegnimmt. Ich liess ihn nicht aus den Augen. Als ich mich später in die Mutterrolle eingelebt hatte, merkte ich, dass ich überreagiert hatte. Diese Einsicht war vielleicht der erste Schritt meiner Heilung. Eine befreundete Juristin bot mir an, mir dabei zu helfen, meinen Namen zurückzubekommen. Nach weiteren Jahren fand ich den Mut dazu. Wir schrieben einen Antrag mit ausführlicher Begründung. Ein Familienangehöriger, Willi Gruber, den ich auf der Suche kennenlernte, half mir bei der Rückkehr zu meinen Wurzeln. Und so heisse ich seit kurzem wieder Ursulina Gruber.

Meine leibliche Mutter ist vor zehn Jahren gestorben. Wir hatten nicht mehr die Zeit, uns richtig kennenzulernen. Meine Pflegeeltern sind ebenfalls gestorben. Da sie mich nie adoptiert haben, sah ich nichts vom Erbe.

Als ich die Rechnung für die «Namensänderung» vom Amt hier in Basel bekam, war ich wie versteinert. Man hatte mir zu Unrecht den Namen weggenommen, und nun sollte ich auch noch dafür bezahlen, dass mir endlich Gerechtigkeit widerfuhr? Ich wandte mich an den zuständigen Regierungsrat. Er reduzierte die Gebühr auf die Kosten einer sogenannten «Namenserklärung». Und so ist auch der erste Schritt in mein neues altes Leben geprägt von der umständlichen Sprache der Ämter und einem Eintrag in die Akte.